

T & C FILM AG
präsentiert

einen Film von Bruno Moll

E R I N N E R N

Buch und Regie Bruno Moll

Kamera Edwin Horak

Ton Balthasar Jucker

Montage Loredana Cristelli

Produktionsleitung Sandra Gisler

Produzent Marcel Hoehn

mit

Lucette Achermann

Ernst Keller

Lilav Jan

Leo und Richarda Lys

Otto Spirig

Joshua und Noah Spreng

Susanne Ulrich

www.looknow.ch

LOOK NOW!

ERINNERN

Die Natur der Erinnerung gleicht einem breiten Fluss voller Treibgut. Was wir sind, ist Erinnerung. Ein unfassbarer Strom individueller und kollektiver Zeugnisse bestimmt unser aktuelles und zukünftiges Leben. Sie bilden das Fundament unserer Existenz. Der Film ‚Memoria‘ beschäftigt sich mit dem Phänomen Erinnerung.

Wie ist Erinnerung beschaffen? An was erinnern wir uns? Wie erinnern wir uns. Welche Bedeutung hat diese Erinnerung für unser Leben? Was lernen wir aus unseren Erinnerungen? Welche Bedeutung hat das Vergessen? Auf diese Fragen versucht der Film Antworten zu geben. Im Zentrum stehen Menschen mit ihren, in diesem Kontext gemachten, psychischen und physischen Erfahrungen.

Der Film zeigt dem Betrachter ein Panoptikum erzählerischer Miniaturen, die assoziativ zu einem Teppich gewoben, einen Dialog mit der eigenen Geschichte anbieten.



ERINNERN

*Die meisten Darstellungen der Vergangenheit
sind Auskünfte über die Gegenwart
Robert Walser*

Erinnern heisst leben

Einmal hatte der Drehbuchautor Jean-Claude Carrière den Neurologen Oliver Sacks gefragt, was in seinen Augen ein normaler Mensch sei. Nach einigem Zögern antwortete Sacks, es sei vielleicht der Mensch normal, der seine eigene Geschichte zu erzählen vermag. Er weiss woher er kommt, er weiss wo er ist, und er glaubt zu wissen wohin er geht. Er ist in eine Erzählung eingebunden. Er ist eine Geschichte. Geschichten sind Erinnerungen.

Mit Erinnern wird die geistige Fähigkeit bezeichnet, die unserem Denken und Erleben Vergangenes wieder verfügbar macht. Was wir sind, ist vor allem Vergangenheit. Wir können 'unsere' Geschichten erzählen, gelebte Situationen beschreiben, gemeinsame Erinnerungen austauschen und Gehörtes weitergeben. Ja wir definieren uns über unsere Vergangenheit. Vergangenheit beschreibt uns. Unsere Erinnerungen gehören unverwechselbar zu uns, sie sind mit denen anderer Menschen nicht zu vergleichen. Das empfinden wir so, weil unsere Erinnerungen in der nicht abreissenden Kette von Ereignissen und Episoden verwurzelt sind, welche die Besonderheit unseres alltäglichen Lebens ausmachen.

Der Wahrheitsgehalt von Erinnerungen dürfte teilweise gering sein, denn oft finden wir nur Stückwerk, Fragmentarisches, nur die Lücken zwischen den gesuchten Informationen. Was tun mit den Lücken? Sie auffüllen? Legenden entstehen lassen? Was erzählt uns das Gedächtnis und wie war das in Wirklichkeit genau? Wir wissen, Erinnerungen können leicht verloren gehen. Oft füllen wir, der Vollständigkeit unserer Geschichten wegen, die Lücken.

Oft heften sich Erinnerungen an ein Ding, das als Auslöser dient. Auch Handlungen oder Gesten, Redewendungen, Gerüche und Geräusche helfen mit, sich zu erinnern.

Welche Bedeutung hat die Erinnerung für unser Leben? An was erinnern wir uns? Was löst Erinnerungen aus? Was lernen wir aus unseren Erinnerungen? Welche Bedeutung hat das Vergessen? Diese Fragen stehen im Zentrum meines Films. Dabei ist mein Ansatz nicht wissenschaftlich. Mein Interesse gilt den Menschen mit ihren Geschichten und ihren Bemühungen, Erinnerung herzustellen. Diese Geschichten bilden den Hintergrund, vor dem nach der Bedeutung des sich Erinnerns gefragt wird.

Es gibt heitere, aber auch schreckliche Geschichten. Ich habe lange gezögert, diese schreckliche Form des Erinnerns als Teile meines Films zu sehen. Darf ich das? Geht das, neben den heiteren Passagen, diese plötzlichen Blicke in die Hölle? Ich bin zur Überzeugung gekommen: Ich darf! Ich muss sogar! So schrecklich diese Erinnerungen sind, sie gehören zum Leben. Wie soll ich über Erinnerung nachdenken, wenn ich solche Erfahrungen ausschliesse? Irgendwo hab ich dann noch die Aussage eines Kosovaren in der Zeitung gelesen ‚Gott hat mich gerettet, damit ich erzähle‘. Diese Aussage hat mir Mut gemacht, diesen Schritt zu wagen.

Was motivierte mich, diesen Film zu machen?

Als junger Mensch sich Zukunft vorzustellen ist Lebensmotor. Je älter man wird, umso mehr wird der Blick nach vorne etwas betrüblicher. In der Zukunft lauert der Tod. Immer öfter wendet sich in dieser Lebensphase der Blick zurück.

In meinem Film sind mehrere Menschen zusammengeführt, die eines gemeinsam haben: Die intensive Beschäftigung mit Ihren Erinnerungen. In meinem Fall ist es die Imagination eines Filmes, in dem ich eine Alltäglichkeit, nämlich die, sich zu erinnern, mit einer einfachen Fragestellung ergründet habe: Was bedeutest du, Erinnerung?

**Es ist möglich, fast ohne Erinnerungen zu leben,
es ist aber ganz und gar unmöglich,
ohne Vergessen überhaupt zu leben.**

Friedrich Nietzsche

Über die Struktur und das formale Konzept

Der Film begleitet verschiedene Protagonisten und Protagonistinnen in ihren persönlichen Erinnerungen, oder bei ihrer spezifischen Erinnerungs- arbeit mit Dritten. Sieben Personen helfen mit, dem Phänomen ‚Erinnerung‘ auf die Spur zu kommen:

Einige der Lebensgeschichten meiner Protagonisten – alle sind sie gute Erzähler und Erzählerinnen, denen man gerne zuhört – böten durchaus Stoff für einen eigenen Film. In diesem Film geht es aber für einmal nicht um das Aufarbeiten individueller Geschichten, sondern diese an Erfahrung reichen Leben bilden den Humus für meinen Hauptfokus: Nämlich den Prozess des Erinnerns, die unmittelbare Wirkung von Erinnerungen aösp auf die aktuelle Lebenssituation der Protagonisten und die Bedeutung dieser Erinnerungen für ihre Zukunft.

Die Geschichten sind nur insoweit wichtig, als ich sie als Fragmente nutze, um die Zusammenhänge besser zu verstehen, und die Protagonisten fassbarer zu machen. Denn hätte man auch nur Teile ihrer Geschichten gründlich erzählen wollen, mein Film würde Stunden dauern. Nur die Reduktion auf das Kernthema: Was tun wir mit unseren Erinnerungen und zu was sind sie gut? machte es möglich, den Film in dieser Länge zu realisieren.

Die Montage des Films ähnelt in gewisser Weise dem Aufbau des Gedächtnisses und seinem Funktionieren. Aus vielen Hirnregionen werden Bruchstücke zu einer Erinnerung zusammengefügt. Man stelle sich einen Tisch einer Klassenzusammenkunft vor. Die Gespräche verlaufen in geordneten Bahnen. Jeder kommt zu Wort. Jeder wird angehört. Eine Erzählung wird ergänzt, eine andere korrigiert, eine andere ins Reich der Phantasie verbannt, um schliesslich von allen, als die im Moment entstandene kollektive ‚Geschichte‘, akzeptiert zu werden.

Nicht die banale realistische Abbildung interessiert mich, sondern deren Interpretation. Erinnerungsbilder haben, ähnlich der Traumbilder, immer etwas Reduziertes, Künstliches und Übersteigertes (ins Kleine wie ins Grosse). Erinnerungen haben etwas Metaphysisches an sich. Man wird ihrer nicht richtig habhaft. Mögen Erinnerungen gelegentlich verschwommen sein, so schält sich doch bei genauem Nachdenken etwas ganz Bestimmtes und Präzises heraus. Eine entsprechend sorgfältige, expressionistische Lichtführung hilft mit, im Film den Blick auf die Hauptaussage zu lenken.

Auch Musik, Klänge und Geräusche (neben Gerüchen) spielen in der Erinnerung eine ganz wichtige Rolle. Musik vermag wie kaum ein anderes Medium Gefühle für vergangene Zeiten auszulösen. Jeder der Protagonisten verfügt über ‚seine‘, Musikgeschichte die im Film Bedeutung erhalten hat.

Leo + Richarda Lys **mit ihren Enkeln Joshua + Noah** **Ich bin Erinnerung**

Der 82-jährige Maschineningenieur Leo Lys ist mein Nachbar. Als ich ihm von meinem Filmprojekt erzählt und ihn auf sein an Ereignissen reiches Leben angesprochen habe, antwortete er: *‚Ich kann sagen, dass meine Gedanken gegenwärtig zum grossen Teil von Erinnerungen gespeist werden. Es ist ein Schatz, der mein jetziges Leben lebendig macht‘*

Hier einige zum Verständnis Informationen zu Leo Lys Lebenslauf:

‚Als Sohn jüdischer Eltern wurde ich 1922 in Warschau geboren. Als der Krieg ausbrach und die Nazis in Polen einmarschierten, verliess ich als 17-Jähriger Warschau und suchte Unterschlupf im russisch besetzten Teil Polens. Warum hatte ich mich dazu entschlossen? Weil für mich die Erniedrigung, den Davidstern tragen zu müssen, unerträglich war.

Die Kriegswirren brachten mich bis hinter den Ural, in den westsibirischen Ort Sol –Jlezk. In einer Kolchose mit deutschsprachigen Bewohnern fand ich Arbeit. Hier wurde ich von einem Rekrutierungskommando der Roten Armee aufgegriffen, kämpfte dann gegen die Deutschen und überlebte, allerdings verletzt, Stalingrad.

Mit der roten Armee kam ich 1944 nach Polen zurück und sah das Schreckliche, im eben von den Deutschen verlassenen KZ Majdanek. Ich begriff, was mit meinen Eltern und meiner Schwester wahrscheinlich passiert war. Auf die Rückseite des Fotos meiner Eltern, das ich während der ganzen Zeit in einem Brustbeutel auf mir trug, schrieb ich: Wenn ich euch nicht mehr am Leben finde, werde ich Vaters Wunsch, dass ich

Maschineningenieur werde, zu erfüllen suchen und ich werde mich bemühen, wenigstens einen Akt der Gerechtigkeit gegenüber euren Henkern zu vollbringen.

Ich schaffte es, beide Versprechen zu erfüllen.

In der englischen Besatzungszone Deutschlands ist es mir gelungen, den Stellvertretenden Lagerkommandanten von Auschwitz, Hans Aumeier aufzuspüren, und ihn nach Polen zu bringen. Aumeier wurde zum Tode verurteilt.

Vor einigen Jahren stiess ich, jetzt Berner Bürger, beim Stöbern in alten Fotos auf jenes Bild meiner Eltern und las das von mir Geschriebene. Die Vergangenheit meldete sich zurück. Ereignisse, über die ich mir während so vieler Jahre keine Gedanken gemacht habe - ich habe nicht mal mit meinen Kindern darüber geredet - kamen als Erinnerungen nun hoch. Einiges war im Gedächtnis noch präsent, vieles aber verschwommen. Ich konnte mich zum Beispiel nicht mehr an den Namen Aumeier erinnern. Ich entschloss mich, nach Warschau zu fahren, wo man mir Zugang zu den Archiven gewährte. Vieles was verdrängt und aus der Erinnerung verschwunden war, konnte ich jetzt in aller Schärfe zurückrufen. Auch Dinge, die nicht in den Dokumenten standen.

Was ich erlebt habe, so dachte ich jetzt, gehört auch meinen Enkeln, Joshua und Noah. Sie sind gebürtige Schweizer, ihr Vater ist nicht Jude, von wem also, wenn nicht von mir, sollen sie erfahren, was damals geschah?



Es geht nicht um Erinnerungen an Geschehnisse. Jeder hat in seinem Leben etwas erlebt, auch wenn nicht jedes Leben ausgesprochen dramatisch verläuft. Erinnerungen an Begebenheiten sind trivial. Wichtig sind die dadurch ausgelösten Empfindungen. Die damaligen und die gegenwärtigen. Und aus dieser Perspektive der Blick auf sich selbst.

Ich lebe heute – nicht nur, aber oft - in Erinnerungen. Ausgelöst durch alles Mögliche. Ein Lied, das ich am Radio höre. Ein Geruch. Eine Landschaft. Eine Naturstimmung.

Ich habe Leo Lys gefragt: Welchen Ort ihrer Vergangenheit möchten sie wieder sehen? Spontan nennt er Warschau und Majdanek.

„Aber“, sagt er nachdenklich, „ich hätte Angst davor. Schon oft habe ich einsehen müssen, dass die Rückkehr an Orte der Vergangenheit, die Zerstörung der Erinnerung mit sich bringen kann.“

Wir haben aber trotzdem mit Leo Lys, seiner Gattin Richarda und seinem Enkel Joshua (15) Warschau und Majdanek besucht. Wir erleben mit, wie der Grossvater diese seine Erinnerungen seinem Enkel weiterzugeben versucht, und wir erleben mit, wie Joshua damit umgeht.

Lucette Achermann

Memoirenschreiberin

In Luzern lebt und arbeitet die Journalistin und Autorin Lucette Achermann. Sie schreibt, als eine Art Reiseleiterin beim Ausflug in die eigene Geschichte, Memoiren auf Wunsch. Diese sind meist nicht für eine Öffentlichkeit bestimmt. Sie dienen als Geschenk im näheren und weiteren Familienkreis.

Seit 1998 hat sie rund 8 'Bücher des Lebens' verfasst. Gemeinsam mit den Kundinnen und Kunden nimmt sie die Lebensgeschichten auf Tonband auf, um sie anschliessend in einen gut lesbaren und spannenden Text zu verarbeiten.

Oft von den Kindern und Verwandten motiviert, sind es in der Regel eher betagte Menschen, die sich bei Lucette Achermann melden. *„Ich möchte mein Leben einfach erzählen, damit etwas bleibt, ist eine oft gehörte Motivation. Meist sind es Witwer oder Witwen, die aus ihrem Leben erzählen möchten. An mehreren Sitzungen, die über einige Wochen verstreut stattfinden, helfe ich ihnen, in ihrem Lebensfundus zu graben.“*

Zuhörend mäandert sie, keiner Chronologie folgend, in der Zeit oft sprunghaft, vor und zurück durch die Biografien. Sie bleibt dem Augenblick verpflichtet, jenem Moment also, bei dem Erinnerungsbruchstücke aus den Sedimenten des Gedächtnisses hoch geschwemmt werden. Wenn der Erinnerungsfluss stockt, hilft sie den ‚memorierenden‘ durch Nachfragen. Sie strengt Präzisierungen an und ist darauf bedacht, Widersprüchliches zu hinterfragen, um so möglichst nahe an eine Wahrhaftigkeit zu kommen. Auch hilft sie den Kunden in Kellern, Winden, Schubladen, Kommoden, Kisten, Schachteln, Schatullen, Kassetten, Boxen, Ordnern und Schränken nach Erinnerungsspuren zu suchen. Wichtig ist auch der Besuch von Erinnerungsorten. Oft Orte der Kindheit, aber auch Orte schmerzlicher Erfahrungen und Orte des Glücks.

„Wohnungen älterer Mensch bilden oft chaotische Archive ihrer Vergangenheit. Welche Gegenstände erhalten nach dem Ableben des Partners Bedeutung? In welche vom Verstorbenen 'unveröffentlichten' Seiten seines Lebens erhalten sie überraschend Einblick? Was erzählt ihnen z.B. der Kleiderschrank des Verstorbenen?“



Oft heften sich Erinnerungen an ein Ding, das als Auslöser für Assoziationen dient. Ein Spazierstock. Ein Kamm. Ein Serviettenring. Eine Blumenvase. Bücher. Alte Filme. Schallplatten. Kleidungsstücke und natürlich immer wieder Fotografien. Auch Handlungen oder Gesten, Redewendungen, Gerüche und Geräusche helfen mit. Gelegentlich organisiert Lucette Achermann Zusammenkünfte von Nahestehenden. Diese helfen dann bei der Erinnerungsarbeit mit.

Es kommt vor, dass sich Lucette Achermann, durch ihre Arbeit mehr und mehr ‚intime‘ Kennerin einer Biografie, in die Rolle einer Therapeutin gedrängt sieht. Eine solche lehnt sie bewusst ab. Drohen solche Momente, so nimmt sie Distanz und stellt das professionelle Setting wieder her. Sollten Kunden mit ihren Memoiren gar eine Art von Abrechnungen – gegenüber Dritten – betreiben, tritt sie von Ihrem Vertrag zurück.

«Ich schreibe Lebensgeschichten von Menschen,
die auf den ersten Blick kein sehr
spektakuläres Leben hatten.

Aber wenn ich dann hinter ihre Fassaden schaue,
sehe ich, dass es meistens ein reiches Leben war,
mit sehr vielen Erfahrungen,
auch tragischen und positiven.

Ich tauche eigentlich in ihr Leben ein
und versuche es zu begreifen
um es dann jemand anderem,
vielleicht ihren Angehörigen,
verständlich zu machen»

Otto Spirig

Animator

Otto Spirig hat Literatur und Musikwissenschaft studiert, Kurse in Heilpädagogik, Philosophie und Pädagogik belegt und ist Musiker und Fachlehrer für Musik. Seit über 25 Jahren arbeitet er im psychosozialen Feld.

Während eines Tages in der Woche arbeitet Otto Spirig mit Betagten mit Altersdemenz und Alzheimer. Die Altersdemenz ist ein schleichender Prozess. Sie führt von kleiner Orientierungslosigkeit, zunehmender Vergesslichkeit bis zum völligen Vegetieren und damit dem Verschwinden der Persönlichkeit. Heilbar ist dieser Vorgang nicht. Er ist nur zu verlangsamen.

Otto Spirig mag die Bezeichnung ‚Therapeut‘ nicht sehr, er versteht sich als Animator, Beleber und Beseeler. *‚Wir Menschen sind aufgrund unserer Biografie, Sozialisation und Kultur auf unterschiedlichste Weise mit Musik und Gesang verbunden. Gefühlsbesetzte Erinnerungen an die Kinder- und Jugendzeit, an die Schul- und Lehrjahre, an wichtige Ereignisse und Rituale sind mit Musik verbunden: Kindergarten, Schulzeit, Jugend, Zeiten der Verliebtheit, Hochzeiten, Militärdienst, Feste usw. Wir können davon ausgehen, dass prägende Teile unseres Lebens in Liedern und Musik verankert sind. Diese Codierung, diesen ‚Spiegel der Seele‘, können wir nutzbar machen in der Begegnung und der Beziehungsgestaltung mit Menschen, unabhängig von deren Behinderung. Biografiearbeit ist wesentlich mehr als eine Rückschau im Sinne eines Buchhalters, mehr als ein Auflisten von Defiziten und Sternstunden, Biografiearbeit ist Zukunftsarbeit‘.*

Otto Spirigs Ansatz mit den dementen Betagten zu arbeiten, ist interessant. Seine These: Musik stimuliert Erinnerungen und stellt somit eine Verbindung zur Vergangenheit her. Sie öffnet Fenster zu Tiefenstrukturen

des Gedächtnisses und hilft den betroffenen Menschen, Energien freizusetzen fürs Hier und Jetzt, und motiviert sie für ihre Zukunft. Diese so aktivierten ‚Erinnerungsfetzen‘ helfen ihnen, den eher betrüblichen Alltag als ‚besser‘ zu erleben. Sie helfen aber auch mit, die täglich anfallenden kleinen Tätigkeiten besser zu bewältigen. Die autonome Persönlichkeit wird dadurch so lange wie möglich erhalten.

Meist gesellt sich Otto Spirig auf dem Gang durch die verschiedenen Aufenthaltsräume der Heimstätte unangemeldet zu den Betagten. Er arbeitet meist mit der Handharmonika – sie sei gegenüber anderen Instrumenten im Vorteil – sie atme, habe eine starke physische Präsenz und damit eine bessere Wirkung. Es ist berührend mit anzusehen, was das Vorspielen von Melodien – oft mit Gesang verbunden – bei den Betagten auslöst. Spirig beginnt irgendeine Melodie zu intonieren. Meist sind es Volksweisen, Schlager und Gassenhauer aus vergangenen Zeiten. Manchmal gelingt es ihm, in kurzer Zeit einen Dialog herzustellen und Reaktionen zu provozieren. Anfängliches Mitsingen und Rhythmusklatschen weichen auf einmal kleinen Erinnerungsfetzen, die sich manchmal, durch Spirigs Nachfragen, zu Geschichten ordnen. Die Melodien und der Gesang helfen offensichtlich, Erinnerungen auch zeitlich zu lokalisieren. Es berührt zu sehen, wie die Betagten um jedes der Vergänglichkeit abgetrotzte Erinnerungsfitzelchen ringen. Wie der Archäologe vermögen sie schliesslich, ihre Teile zusammenzufügen.



Manchmal braucht Otto Spirig etwas mehr Zeit. Die Betagten verharren länger in ihrer Apathie. So lange, bis plötzlich der ‚Safe‘ geknackt ist. Eindrücklich für mich, eine während mehrerer Musikstücke völlig reglos in sich versunkene Frau zu beobachten. Erst beim Erklingen des Liedes ‚Gilberte de Courgenay‘ erstrahlt ihr Gesicht. Sofort danach taucht sie wieder ins Unerreichbare ab.

Manchmal gelingt auch nichts, nichts Bemerkbares. Wie versteinert sitzt zum Beispiel eine ansonsten noch rüstig wirkende Frau auf ihrem Stuhl und kaut ihre Lippen. Ein dutzend Melodien später erhebt sich Otto Spirig und verabschiedet sich von ihr. In klarer Sprache bemerkt sie fast boshaft: ‚Du hast das falsche Zeug gespielt!‘

Eine der Frauen weint beim Lied ‚La Paloma‘. Spirig fragt sie warum? Sie gibt zur Antwort: ‚Meinem Mann und mir war dies das liebste Tanzstück. *‚Er, dieser gemeine Kerl, hatte mich wegen einer jüngeren verlassen!‘* Später erzählt mir Spirig: ‚Neuerdings bat mich dieselbe Frau, das Stück wieder zu spielen. Ich stutzte. Warum, fragte ich sie, es hat ihnen doch letztesmal weh getan? Sie antwortet mir: ‚Wir hatten es eben immer schön zusammen, beim Tanzen. An diese Momente möchte ich erinnert werden‘.

Susanne Ulrich-Bochsler

Anthropologin

Seit nunmehr 18 Jahren leitet die Biologin Dr. Susanne Ulrich-Bochsler die Arbeitsgruppe ‚Historische Anthropologie‘. Diese betreut alle menschlichen Skelettfunde aus historischer Zeit im Kanton Bern. Sobald der Archäologische Dienst bei Grabungen auf menschliche Skelette oder Skelettreste stösst, wird die Arbeitsgruppe beigezogen. Susanne Ulrich sucht dann nach den Geschichten, die hinter den gefundenen Knochen stehen.

„Es ist sozusagen die biologische Hinterlassenschaft des Menschen – meist also nur die Knochen – die wir auszuschöpfen versuchen. Andere Quellen wie schriftliche Aufzeichnungen, Bilder oder materielle und kulturelle Funde vermitteln in vielerlei Hinsicht nur ein lückenhaftes Bild unserer Vorfahren. Am Skelett können Befunde abgelesen werden, über die in anderen Quellen nichts oder nur wenig zu erfahren ist: So zu Krankheiten, zum körperlichen Erscheinungsbild, zum Alters- und Geschlechteraufbau der Bevölkerung einer bestimmten Region und Zeit. Wir helfen mit unserer Arbeit mit, ein Guckloch in die damalige Lebensrealität zu öffnen.“

Im Keller des medizinhistorischen Instituts der Uni Bern stapeln sich die Funde menschlicher Knochen, die ausgewertet, klassiert und für die Lagerung aufbereitet werden. Seit einigen Jahren gilt Susanne Ulrichs Interesse den Funden von Frauen- und Kinderskeletten.

«Ich habe natürlich schon viele Skelette gesehen. Und doch ist bei jedem, das ich neu entdecke, immer wieder die gleiche Neugier und das Interesse vorhanden. Was ist das für ein Mensch? Was kann man über ihn aussagen? Interessant ist es natürlich auch immer, wenn man etwas über sein Lebensumfeld sagen kann. Zum Beispiel von den Krankheiten... Über die Lebensbedingungen.... In diesem Sinne ist es nicht Routine. Es ist natürlich so, dass ich das schon oft gemacht habe, aber es ist jedes Mal wieder einzigartig für mich.»



«Für mich ist das nicht der Tod, sondern das sind Menschen, die vor langer Zeit gestorben sind. Der Tod ist für mich etwas ganz Anderes. Mehr eine Handlung, oder ein Ablauf. Und das ist ja bei diesen Skeletten nicht mehr der Fall. Die haben das alles hinter sich. Das ist einfach der letzte Überrest, der bleibt. Und das hat für mich nichts zu tun mit dem Tod. Und daher macht mir das auch gar keine Angst. Aber der Tod, so wie ich ihn verstehe, der ist etwas ganz Anderes. Mit dem möchte ich nicht täglich konfrontiert sein.»

Lilav Jan

Der memorative Leib

Im Ambulatorium für Folter- und Kriegsoffer des Roten Kreuzes in Bern begegne ich Lilav Jan das erste Mal. Sie ist in Begleitung ihrer Therapeutin Brigitte Ambühl, der Leiterin des Ambulatorium.

Hier finden Menschen, die durch Folter und Krieg traumatisiert wurden, Hilfe. In ihrer Arbeit begegnet Brigitte Ambühl zum Teil extrem traumatisierten Menschen. *„Viele der gefolterten Flüchtlinge haben keine grossen Hoffnungen mehr auf eine bessere Zukunft. Sie sind einsam und leiden unter Ohnmachtsgefühlen sowie einer Lähmung jeglicher Initiative. Das übergeordnete Ziel jeder Behandlung sollte deshalb sein, sie zu befähigen, Überlebende der Folter - nicht Opfer - mit einer aktiven Lebensgestaltung zu werden.“*

„Die traumatischen Erlebnisse bewirken bei den Opfern eine tiefe innere Verstörung, welche das bisherige Weltbild erschüttert. Das Bewältigungsvermögen wird dadurch stark erschöpft. Das Erlebte ist für sie kaum begreifbar, geschweige denn aussprechbar.“

Lilav Jans Geschichte ist kaum fassbar. Sie erzählt, durchaus mit Emphatie, als wär's die Geschichte einer anderen Frau. Fast fröhlich wirkt ihr schönes Gesicht. Nur manchmal feuchten sich ihre Augen, der Zorn, die Verzweiflung, die Resignation wird spürbar und lässt den Abgrund ahnen, an dem sie steht. Die zahlreichen Versuche, sich das Leben zu nehmen, hat sie aufgegeben: *„Der Tod will mich nicht. Ich bin weder lebendig, noch tot!“*

Lilav Jan wird 1972 als viertes Kind eines Syrisch-Kurdischen Vaters und einer Libanesin in Beirut geboren. Im Alter von drei Jahren zieht sie mit ihrer Familie ins syrische Aleppo. Schon früh liest sie sich, von einem ihrer Onkel angeregt, durch die halbe Weltliteratur. Liest auch die politischen Schriften von Marx und Engels und schliesst sich mit 16 Jahren dem Kurdischen Widerstand an. Erst 17-jährig, wird sie verhaftet und verbringt ein Jahr im Kerker der Syrischen Polizei. Durch Vergewaltigung, Elektroschocks und Schlägen, versuchen die Schergen, Geständnisse aus ihr herauszuquälen. Sie überlebt die Tortur dank ihrer Fähigkeit, ausser sich zu treten. *„Ich habe zuviel Kraft“* sagt sie.

Kaum aus dem Gefängnis entlassen, verlässt sie mit ihrer Familie Syrien und zieht nach Beirut. Lilav Jan studiert Journalistik, wird Journalistin, führt Interviews mit den wichtigen Leuten, berichtet über ihr Volk, sein Leiden und seine Wünsche. Die Folgen ihres Kampfes, die üblichen Einschüchterungen und Verhaftungen. Aber sie verfügt jetzt über genug Geld und kauft sich mit Schmiergeld aus den Kerkern los.

1995 wird ihr geliebter Vater umgebracht, dann der bewunderte Onkel und Förderer, schliesslich einer ihrer Brüder. 1998 hat sie genug vom gefährlichen Leben und flieht mit ihrer Mutter, ihrer Schwester und einem Bruder auf einem der üblichen, von skrupellosen Schleppern organisierten Wegen, in die Schweiz (auf dem Meer bis Athen, dann auf dem Landweg nach Albanien, von dort über die Adria nach Italien und dann weiter in die Schweiz). 1999 erhält Lilav Jan politisches Asyl. Sie lebt in Nidau bei Biel.

«Ich fand mich in einer Gefängnis-Zelle im Keller wieder. Alle Gefängnisse im kurdischen Teil, der von Syrien kolonialisiert wird, sind unter der Erde. Und ich fragte mich: Was wird mit mir geschehen? Ich tanzte das Lied der Vögel, ich sang das Lied der Revolution. Ich war noch ein Kind, dessen Geschichte durch die verborgenen Hände des Schicksals geschrieben wurde. Im Gefängnis konnte ich die Zeit nicht fühlen. Die Zeit war dunkel. Der Geschmack von Blut und Folter vermischte sich mit dem Kleid der Freiheit. Die Sonne weit weg. Die Sonne war zu weit weg um meinen Bruder zu sehen. Während eines Jahres konnte ich meinen Körper nicht in ihren Strahlen strecken. Ich träumte von der Freiheit und jede Sekunde war ein Jahrhundert. Von einer Ecke zur anderen hatte ich immer die Ketten, die mich begleiteten. Sie waren verschweisst mit den Poren meiner Haut. Sie waren kalt. Mein Herz war aus Eis. Meine Knochen schmerzten mich sehr. Die Zelle war so feucht, und die Dunkelheit schnappte nach meinem kleinen Herz. Während vieler Monate konnte ich nur den Geschmack von Blut und Feuchtigkeit wahrnehmen. Ich konnte nur die schwarze Farbe sehen.

Der Anfang der Therapie war schwierig für mich. Mich zu öffnen war schwierig. Bei den Gesprächen fühlte ich mich oft wie im Verhör, dann dachte ich wieder, das ist idiotisch, es ist gut darüber zu sprechen, jetzt bin ich nicht mehr allein.



Mit den Zweifeln kann ich nur allein kämpfen. Ich ziehe mich zurück und analysiere, was mit mir ist. Wenn die schlechten Gefühle gewinnen, will ich dort sein, wo es dunkel ist. Wenn draussen die Sonne scheint, bin ich machtlos, gegen schlechte Gefühle anzukämpfen.

Es ist für mich heute schwierig in den Keller zu steigen. Wenn ich trotzdem gehe, weil ich etwas holen muss, beginnen meine Muskeln zu zittern, und ich kann nicht mehr gut atmen.

In letzter Zeit fühle ich mich schuldig. Ich bin immer noch unterwegs in dieser Therapie. Irgendwann muss doch ein Ende kommen, aber ich sehe es nicht. Wenn drei oder vier Wochen vergehen, ohne dass ich ins Ambulatorium komme, bin ich nicht mehr ruhig. Obwohl ich manchmal denke: Es ist wie Folter, über diese Dinge zu sprechen.»

Diese von Lilav Jan aufgeschriebene Erinnerung enthält die ganze Tragik, in denen Folteropfer stecken. Jean Amérys Feststellung ‚Wer der Folter erlag, kann nicht mehr heimisch werden in der Welt‘ erhält hier seine tragische Bestätigung.

Trotz ihrem Dauerschmerz in den Gelenken und Händen (diese rühren von den Torturen auf dem Streckbett und Schlägen auf die Hände) malt und schreibt Lilav Jan viel. Sie sagt den verstörenden Satz: ‚Schmerzen halten mich lebendig‘.

Ernst Guido Keller

Globetrotter

Ernst Guido Keller, 1949 in St. Gallen geboren, arbeitete als Verkäufer in Schaffhausen und war dort auch lange Zeit sesshaft. Das war nicht immer so.

Mit sechs verliert Ernst Guido Keller seinen Vater. Die ‚grosse Welt‘ ist weg, er beginnt mit der Suche nach einer anderen, neuen. Die Aufzeichnungen eines Alexander von Humboldt, Marco Polo, David Livingstone und anderer Entdecker begeistern ihn zunehmend. Bald wird ihm die kleine St. Galler Welt zu eng. Schon mit vierzehn bricht er mit einem Freund per Autostop nach München aus. Sie verbringen die Wochen wie Clochards, besuchen die Bavaria Studios, klaben Filmschnitzel aus einem Abfallkübel, um abschliessend von der Polizei aufgegriffen und nach Hause zurückspediert zu werden. Um seiner Mutter weiteren Ärger zu ersparen, macht Keller eine Verkäuferlehre und absolviert die Rekrutenschule. Anschliessend beginnt die Zeit der grossen Reisen. Keller heuert auf einem Frachter an und verbringt als Messboy 13 Monate auf hoher See. Das Leben an Bord, als ‚Diener‘ und ‚Underdog‘, behagt dem eigenwilligen Keller aber wenig. Er gibt die Seefahrt auf. Die Reiselust aber bleibt ungebrochen. In den nächsten 13 Jahren bereist Keller über 130 Länder. Um die Reisen zu finanzieren, arbeitet er unterwegs u.a. als Barmann, Spitalgehilfe, Schausteller, Tierpfleger, Tauchlehrer, Handwerker. Er wird Mitglied des ‚Club international des Grand Voyageurs‘ ‚Ich wollte ein volles Leben!‘

Zahlreiche Super-8-Filme dokumentieren diese abenteuerlichen Reisen. Hunderte von Erinnerungsstücken - besondere, nicht jene Massenware aus dem Souvenirshop - sendet er von unterwegs seiner Mutter, die sie feinsäuberlich aufbewahrt. So entstand sukzessive sein privates Globetrottermuseum.



Diese einzigartige Sammlung zeugt von seiner Obsession, seiner Geschichte habhaft zu werden und der Flüchtigkeit der Erinnerungen etwas entgegenzuhalten.

‚Ich bin ja nicht eigentlich Entdecker, ich kann ja nur nacherleben, und mir dadurch ein eigenes Bild der Welt machen, warum sie so ist, wie sie ist.‘

Seine unglaubliche Sammlung zu beschreiben, würde Seiten füllen. In Spiritus eingelegte Köpfe selbstgefangener Schlangen, Tierskelett-Teile, Gegenstände aller Art, Masken, religiöse Reliquien, unzählige sonderbare Trouvaillen. Dazu Dutzende von Ordnern mit zahllosen Postkarten, die er seiner Mutter sandte, mit Briefen, Fotografien, Arbeitsbewilligungen und anderem mehr. Hinter jedem Gegenstand steht eine Geschichte.

In diesem Sammelsurium, nach einer Art Privatmythologie geordnet, kennt sich nur Keller aus. Durch seine Erzählung erschliessen sich jene Zusammenhänge, die dem Uneingeweihten verschlossen bleiben. Wenn Keller erzählt, wird man Zeuge seines stupenden ethnologischen Wissens, seines Engagements für geschichtliche und philosophische Fragen. Er erzählt gerne. Wie ein Wasserfall, manchmal unbändig, quellen die Erinnerungen aus ihm heraus. Er sucht nach Ordnung in seinen oft auch bruchstückhaften Erinnerungen, stöbert Lücken auf, hält das wieder Entdeckte fest, und schreibt so seine persönliche Geschichte.

In den letzten Jahren beginnt Ernst Guido Keller nach seinen eigenen Wurzeln zu suchen. Minuziös in Ordner abgelegte Spurensuche nach seiner Vergangenheit, seiner Geschichte, die Geschichte des kleinen Ernst Guido Keller, der mit sechs Jahren seinen Vater verlor, und neben dem Gefängnis in St. Gallen seine Jugend verbracht hat.

„Woher komm ich? Warum bin ich, wer ich bin? Lange meinte ich, das Gras im Ausland sei ‚grüner‘ als in der Schweiz, bis ich gemerkt habe, dass es auch bei uns sehr interessant ist.“

Ernst Guido Keller war von einem seltenen Drang beherrscht, verstehen zu wollen. Zu verstehen was auf der Welt geschieht? Was mit ihm in dieser Welt geschieht? Was es mit dem Sonderfall Schweiz auf sich hat? Warum der Mensch das Gute will und oft das Schlechte tut? Warum die Religionen nicht zu einer friedlichen Koexistenz finden? Antworten suchte Keller in seinem gehorteten Material, das sich laufend vermehrte.

Während den Dreharbeiten ist Ernst Guido Keller verstorben, er liegt in Wolfhalden begraben. Dort, bei Bekannten, lagert auch sein Nachlass, der irgendwann ausgestellt werden soll. Wie meinte Keller doch einst:
„Der Sammler kämpfte, so sagt man doch, gegen den Tod.“

★★★

«Wege, die das Erinnern geht, interessieren den Autor. Erinnerung ist eine Dimension, mit der sich Bruno Moll im Laufe seines langjährigen filmischen Schaffens oft befasst hat. In "Gottliebs Heimat" erzählt ein 90-jähriger Amerika-Auswanderer aus seinem Leben, und der in Bern lebende Oltner Bruno Moll sucht seine Bilder, schon damals mit Edwin Horak, in der Gegenwart. Das gibt dem Lebensbericht seinen Eigenwert. "Das ganze Leben" ist mehrschichtiges Porträt einer Unangepassten. "Hammer", Rückblick auf eine Epoche, wurde als Spielfilm an authentischem Ort, dem Oltner "Hammer" kurz vor dem Abriss, gedreht. Dann "Gente di mare", im Altersheim der Seeleute in Camogli aufgenommen, wo die Männer vom Meer in die Weite und in ihre vergangenen Jahre blicken: Jeder dieser Filme vergegenwärtigt Erinnerungen, gibt ihnen einen filmischen Raum.» **Solothurner Zeitung**

«ERINNERN von Bruno Moll lotet auf eindringliche und zum Teil auch überraschende Weise höchst unterschiedliche Bereiche des Verdrängens und Vergessens, Bewahrens und Gedenkens aus.»
Neue Zürcher Zeitung

ERINNERN



Bruno Moll

Geboren 1948 in Olten. 1972-74 Ausbildung zum Fotografen in Zürich.
Ab 1975 freier Fotograf, Fotojournalist, Kameraassistent.
Seit 1978 freier Autor und Regisseur.
Realisiert seit 1984 auch Dokumentarfilme fürs Fernsehen.

Filmografie

1978 Gottliebs Heimat – Skizzen einer Auswanderung
1980 Samba Lento
1982 Das ganze Leben
1984 Zwischen Himmel und Hölle
1985 Hammer
1987 Hungerzeit
1988 Der Schuh des Patriarchen (Verleih Look Now!)
1989 Feuer frei!
1992 Gente di mare
1993 Die bösen Buben (Verleih Look Now!)
1995 Chaospiloten – Der Traum von der eigenen Firma
1995 Mekong (Verleih Look Now!)
1996 Müesliland
1997 Golf & Golf – Zwei Männer am Ball
1998 Brain Concert (Verleih Look Now!)
1999 Migräne – Inferno im Kopf
2000 Klangkörper – Der Schweizer Pavillon an der Expo
2000 Erich von Dänikens Traum – Ein Rätselpark für die Irdischen
2001 Der Tunnel – 24 Stunden unter dem Gotthardmassiv
2001 Trommeln + Trance
2003 Die Trommeln von Harar
2003 Requiem für ein Oval
2004 Wer keinen Pass hat ist ein Hund – Bertold Brecht und die Schweiz
2005 Erinnern (Verleih Look Now!)